



„Self Portrait“ (1964)

## „Immer vorne weg gewesen“

Kiki Kogelnik (1935–1997) zählt zu den international bedeutendsten Positionen der österreichischen Kunst des 20. Jahrhunderts. Eine Retrospektive in der Kunsthalle Krems dokumentiert ihr facettenreiches Schaffen.

VON ALMUTH SPIEGLER

Berühmt zu sein kann ein Fluch sein in der Kunst. Vor allem, wenn man es wegen der falschen Dinge ist. So wurde etwa Meret Oppenheim ihr Leben lang die Pelztasse nicht los, die sie mit 23 Jahren überzogen und praktisch direkt ans New Yorker MoMA verkauft hatte, eine surrealistische Ikone. Was die 1985 verstorbene Schweizer Künstlerin die nächsten 50 Jahre ihrer Karriere so alles schuf – wer weiß das schon? Umgekehrt lief dasselbe System bei Kiki Kogelnik ab. Jedem fallen bei ihrem Namen sofort ihre „Venezianischen Köpfe“ ein, diese lustigen, bunten Glasobjekte, mit denen sie 1994, nur drei Jahre vor ihrem Tod, kommerziellen Erfolg hatte. Aber welche Bedeutung ihr Werk in den Jahrzehnten zuvor hatte, dass sie es war, die 1962 schon nach New York zog und daraufhin die Pop Art und das Happening nach Österreich brachte – das ging unter den Glas- und Bronze-Massen von späterem Kitsch verschütt. Es ist unfair und tragisch, es hat aber auch nie jemand behauptet, dass die (Kunst-)Geschichte gerecht wäre. Auch der Zeitpunkt ihrer ersten großen Retrospektive, ein Jahr nach ihrem Tod im Belvedere, und die posthume Verleihung des Österreichischen Ehrenkreuzes für Wissenschaft und Kunst liest sich wie ein Hohn. Es war wohl so, wie Peter Noever sich in einem ORF-Porträt von Ines Mitterer an die Kärntner Kosmopolitin erinnerte: „Wien war nicht vorbereitet, ein Schritt von ihr war ein Klescher, der die Leute von der Straße gefegt hat.“

Wer war diese Frau, deren Frühwerk zurzeit wieder entdeckt zu werden

scheint, und zwar auch international? 2010 begann das Interesse, da war sie in der Wiener Kunsthalle vertreten, in der Ausstellung „Power up“ als eine von mehreren selten gezeigten feministischen Künstlerinnen. 2012 ließ der deutsche Kurator Florian Waldvogel das „kritische Frühwerk einer Österreicherin“ im Hamburger Kunstverein als „wichtige, wieder zu entdeckende“ Position (Hamburger Abendblatt) feiern. Eine umfangreiche Retrospektive stand also an, die Kunsthalle Krems liefert sie diesen Sommer nach, Kuratoren sind Brigitte Borchardt-Birbaumer und Direktor Hans-Peter Wipplinger. „Wir halten uns bei der letzten Phase zurück“, so Borchardt-Birbaumer. Nur ein, zwei Glas-Köpfe werden zu sehen sein. Und zwar nicht als reine Kommerz-Geschichte, sondern als Beispiel, wie Kogelnik versuchte, alte Materialien und Techniken wieder in die Postmoderne einzuführen. Auch das im Prinzip eine Idee, mit der die Künstlerin einen Trend in der zeitgenössischen Kunst vorwegnahm, der heute sogar in der Literatur persifliert wird, etwa in Tom Wolfes Roman „Back to Blood“, wo der in Miami angesagteste (fiktive) Künstler seine (pornografischen) Entwürfe von einem traditionellen Handwerksbetrieb in Kristall einritzen lässt. Das hat auch Borchardt-Birbaumer, eigentlich eine durchaus abgebrühte Expertin in Sachen österreichischer Kunst, überrascht, sagt sie: „Sie ist immer vorne weg gewesen, aber keiner hat es gemerkt.“ Tendenzen, die in der Luft lagen, griff Kogelnik schnell auf. Denkt man etwa an ihre profeministischen

Aktionen in New York, wo sie schon „Jahre vor Carolee Schneemann“, so die Kuratorin, Körperteile aus Schaumgummi und Fiberglas durch die Straßen trug. Oder ihre Kitschbilder nach alten Meistern, eine Leda-Modepuppe mit Schwan zum Beispiel, in denen sie „parallel zu Jeff Koons“ die postmoderne Kitsch-Kritik vorwegnahm. Früh entdeckte Kogelnik auch den Punk, machte Filme über Punks in der Umgebung ihrer New Yorker Wohnung. Auch Totenköpfe spuken immer wieder in ihren Bildern herum, „Jahre vor Andy Warhol und Jim Dine“, wie Borchhardt-Birbaumer feststellte. Das komme natürlich aus dem Katholizismus von Kogelniks Kärntner Heimat, aber ebenso von ihren Reisen nach Mexiko, wo sie einen bunten, fröhlichen Totenkult kennenlernte. Auch das faszinierte sie lange bevor dieser Mexican Spirit von der zeitgenössischen Kunst der vergangenen Jahre aufgegriffen wurde.

Apropos Carolee Schneemann: Die feministische Performance-Ikone war Ate-liernachbarin von Kogelnik in New York. Und erinnert sich noch heute liebevoll an ihre Kollegin und Leidensgenossin: Sie sei eine wunderbare Künstlerin und Freundin gewesen, sagte Schneemann bei einem Wien-Besuch gerade eben erst. Aber man habe es vor allem als hübsche Frau schwer gehabt, galt nur als dekoratives Anhängsel in der Künstler- wie Galerieszene: „Wir waren dazu da, die männliche Kunstwelt zu dekorieren, wir waren sexy Maskottchen“, sagt Schneemann. Doch auch Kontakte ließen sich so schnell schließen. So kam Kogelnik über ihren damaligen Freund, einen der erfolgreichsten Maler seiner Zeit, den Tachisten Sam Francis, 1962 nach New York. Sie hatte ihn mit Mitte 20 in Paris kennengelernt, dem Zentrum der klassischen Moderne, in das es auch Kogelniks Kollegen wie Maria Lassnig und Arnulf

Rainer zog. Aber damals musste man weiter, damals löste gerade New York Paris als Nabel der Kunstwelt ab. Und Kogelnik bekam, anders als andere mutige österreichische Exilanten, durch Sam Francis und ihr kommunikatives Talent sofort Zugang zum Kreis der Pop-Art-Avantgarde. „She’s a walking work of art“, soll Oldenburg sie aufgrund ihrer auffallenden Selbstinszenierung, ihrer sie auch künstlerisch immer interessierenden „Maskierung“ bezeichnet haben.

Dieses Umfeld war ein nicht zu unterschätzender Vorsprung damals, der für nette Anekdoten sorgte. So wandte sich etwa der spätere langjährige MAK-Direktor Peter Noever in einem New Yorker Straßencafé, in dem er mit Kogelnik saß, genervt ab: „Kann der Idiot nicht endlich aufhören zu fotografieren?“, fragte Noever sie. Nein, konnte er nicht. „Das ist Andy Warhol“, erklärte Kogelnik ihm lapidar. Sie war eine Grenzgängerin zwi-

schen zwei Welten. In New York verkehrte sie in einer exzentrischen, bunten Szene rund um Warhol, Roy Lichtenstein oder Claes Oldenburg. In Wien war sie im Umkreis der schwer nachdenklichen Nachkriegsavantgarde rund um die Galerie nächst St. Stephan zu finden, wo rund um Monsignore Otto Mauer noch Tachismus, Informell und Action Painting aufgearbeitet wurden. Neben Lassnig und Helga Philipp war sie die einzige Frau, die sich hier behaupten konnte, so Borchhardt-Birbaumer.

Philipp lernte Kogelnik auf der Angewandten kennen, eine ihrer ersten Arbeiten war ein Porträtkopf der Kollegin. Während ihr Frühwerk aber eher ein Probieren, ein Versuchen ist, fand sie in Amerika schnell ihren eigenen Stil, eine von der damaligen Raumfahrtbegeisterung geprägte Pop Art, von ihr „Space Art“ genannt. Aus Abfallprodukten bastelte sie Computer. Zur Live-Übertragung

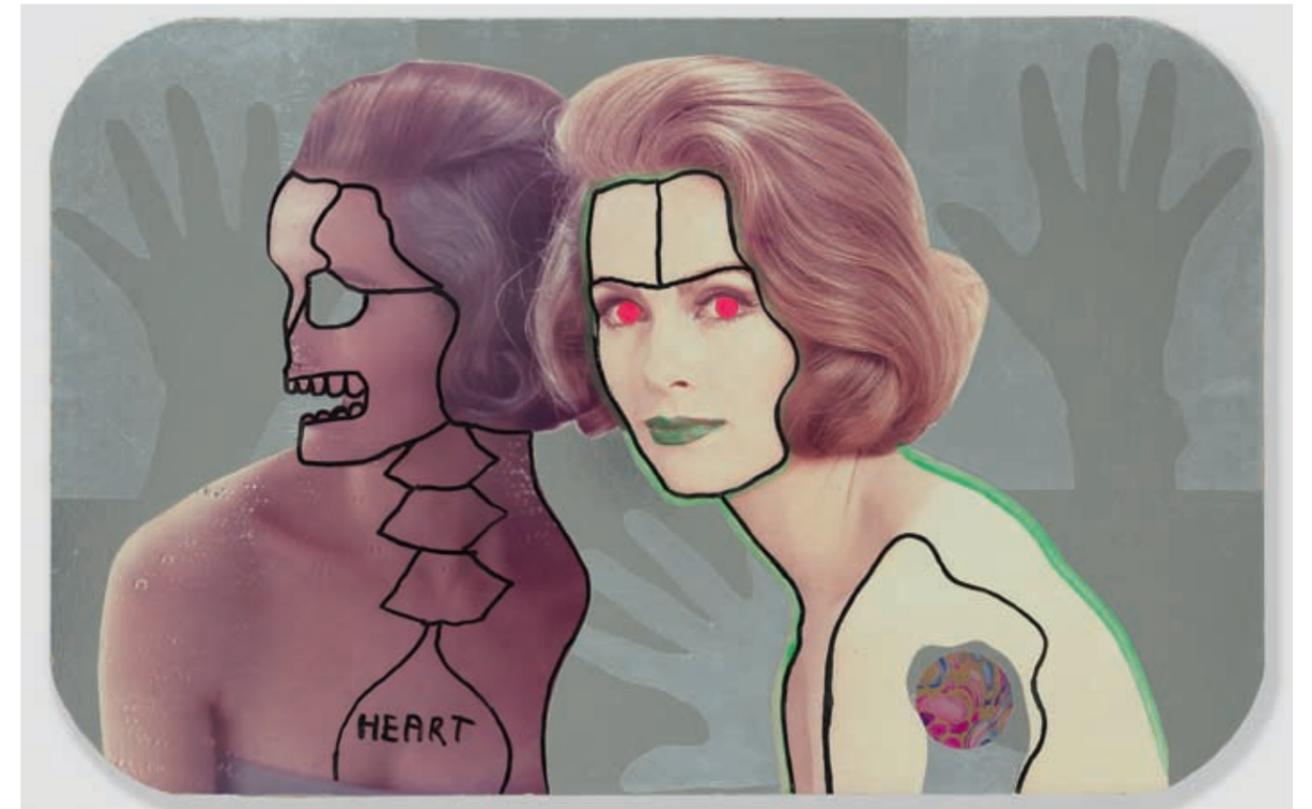
der Mondlandung 1969 veranstaltete sie in der Galerie nächst St. Stephan ein „Moonhappening“, während dessen sie eine Serie von Siebdrucken produzierte. Anfang der 60er-Jahre schon begann sie mit ihren „Cuttings“, für die sie nach Körperumrissen Schablonen ausschneidete und diese dann an Kleiderständer hing („Hangings“) oder sie in die Bilder hineinklebte und mit Sprayfarbe umsprühte – was aus ihnen zum Beispiel fliegende weibliche Astronautinnen machte.

Zum damals stark werdenden Feminismus hatte Kogelnik aber ein „gespaltenes Verhältnis“, merkt Borchhardt-Birbaumer an. Wie viele andere Künstlerinnen ihrer Generation wollte sie sich nicht in die „Frauen“-Schublade einordnen lassen. „Nur ja in keine Frauenaussstellung!“ war das Motto. Die programmierten Konflikte zwischen den Rollenbildern sah und thematisierte Kogelnik dennoch. Schließlich hatte sie sich 1966

für eine Familie, für eine Ehe und ein Kind; Mono, entschieden. Und hat „irrsinnige Probleme mit dieser Gespaltenheit zwischen Künstlertum und bürgerlicher Existenz“, so Borchhardt-Birbaumer. „The Painter“ heißt ein Bild von 1975. Sie selbst steht als Schatten da, voll bepatzt mit Farbe. Daneben, ein fast unsichtbarer Umriss, das Kind. Heute ist er selber Künstler, lebt in Los Angeles und leitet mit seinem Vater George Schwarz (78) die Kiki Kogelnik Foundation mit Sitzen in New York, Wien und Bleiburg.

#### INFO

Arbeiten von Kiki Kogelnik sind von 14. Juli bis 6. Oktober täglich in der Kunsthalle Krems zu sehen. [www.kunsthalle.at](http://www.kunsthalle.at)



V.l.n.r.: „Skull“ (ca. 1970), Kiki Kogelnik Mitte der 60er in ihrem New Yorker Studio, „Heart“ (1966)